



**SPIEGEL
Bestseller-
Autoren**

**DANIEL
HOLBE**
BEN TOMASSON
Schlangengrube

Kriminalroman

KNAUR *

Daniel Holbe / Ben Tomasson

Schlangengrube

Kriminalroman

Über dieses Buch

Wer ist die Tote in der Transportkiste?

Der neue Bestseller von Holbe/Tomasson

Ein mysteriöser Fall beschäftigt Sabine Kaufmann und Ralph Angersbach: In Hessen tauchen vermehrt geschmuggelte exotische Tiere auf, und in einer Transportkiste aus dem Amazonasgebiet liegt eine Tote. Dann wird Sabines LKA-Kollege Holger Rahn angegriffen und schwer verletzt. Hängen die Fälle zusammen? Erste Ermittlungsergebnisse führen die Kommissare auf die Spur von Umweltaktivisten in Kolumbien – und tief in die Vergangenheit von Holger Rahn. Doch dessen Verletzungen haben sein Gedächtnis beeinträchtigt, sodass er keine große Hilfe ist. Als Rahn sich endlich zu erinnern beginnt, geschieht ein weiterer Mord ...

Inhaltsübersicht

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

9. Kapitel

10. Kapitel

11. Kapitel

12. Kapitel

13. Kapitel

14. Kapitel

15. Kapitel

16. Kapitel

17. Kapitel

18. Kapitel

19. Kapitel

20. Kapitel

21. Kapitel

22. Kapitel

23. Kapitel

24. Kapitel

25. Kapitel

26. Kapitel

27. Kapitel

28. Kapitel

29. Kapitel

30. Kapitel

31. Kapitel

32. Kapitel

33. Kapitel

34. Kapitel

35. Kapitel

36. Kapitel

37. Kapitel

38. Kapitel

39. Kapitel

40. Kapitel

Leseprobe »Julia Durant«

1

Leticia, Kolumbien, März

Der Regenwald dampfte. Die riesigen Blätter der Bäume, die hoch in den Himmel ragten, waren von Tropfen bedeckt, die in der Hitze verdampften. Dazu fiel unablässig Regen, so dicht, dass er auch das Blätterdach durchdrang. Der Boden unter ihren Füßen war schlammig, und auch von dort stieg Dampf auf. Ein Besuch in der Sauna war ein Witz dagegen.

Obwohl es bereits dämmerte, lag die Temperatur immer noch bei weit über dreißig Grad. Es war einer der heißesten Tage des Jahres gewesen.

Kim Helbig blieb stehen und wischte sich zum ungefähr hundertsten Mal in der letzten halben Stunde den Schweiß von der Stirn. Einfach alles an ihr war nass: die Haare unter dem Tropenhelm, das dünne, langärmelige Outdoor-Hemd und der BH, die atmungsaktive lange Hose mit den zahlreichen Taschen und die Socken in den festen Stiefeln an ihren Füßen. Der Rucksack mit der Kamera hätte aufgrund der Feuchtigkeit vermutlich auch ohne Trageriemen an ihrem Rücken gehaftet.

Es war ein Klima, an das man sich als Nordeuropäer nur schwer gewöhnen konnte. In den letzten drei Monaten, die sie jetzt hier war, war es ebenfalls heiß gewesen, aber es war eine trockenere Wärme gewesen, die sich besser ertragen ließ. Jetzt, im März, gab es häufiger Niederschläge, im Schnitt an jedem zweiten Tag. Und das war nur das Vorspiel. Im April begann die Regenzeit. Die regenreichsten Monate waren der Mai mit achtundzwanzig Regentagen und der Oktober mit neunundzwanzig Regentagen.

Ihre Gruppe war deshalb Mitte Dezember angereist, und sie hatten Glück gehabt. Es hatte weniger geregnet als im Schnitt, doch es war immer noch nass genug. Sämtliche Sachen im Camp fühlten sich ständig irgendwie feucht an, und der Schweiß lief ihnen Tag und Nacht über den Körper. Trotzdem war es einfach großartig, hier zu sein.

Kim hatte Biologie studiert und sich auf den Amazonas-Regenwald spezialisiert. Im Moment arbeitete sie an ihrer Doktorarbeit, die sich mit geschützten Tierarten in Kolumbien beschäftigte. Ihr Doktorvater lehrte in Frankfurt und hatte das Thema begeistert aufgegriffen. Er ging auf den Ruhestand zu und saß seit einigen Jahren im Rollstuhl, nachdem er die Bruchlandung eines Sportflugzeugs in Peru mit knapper Not überlebt hatte. Deshalb konnte er den Amazonas nicht mehr selbst bereisen, aber er nahm an ihrer Expedition regen Anteil. Kim schickte ihm E-Mails, Bilder und Videos, sobald sie irgendwo ein Netz hatte.

Die Gruppe, mit der sie hier war, gehörte zur Umweltorganisation RWR, RegenWaldRetter. Kim arbeitete seit einigen Jahren ehrenamtlich dort mit. Entsprechend dem Thema ihrer Doktorarbeit beschäftigte sie sich mit bedrohten Arten. In erster Linie ging es um die Dokumentation, doch ihre Begleiter und sie wollten mehr: Sie hatten es sich zum Ziel gesetzt, die Wilderer aufzuspüren, die unter Artenschutz stehende Tiere fingen und als angebliche Zuchttiere nach Europa verkauften.

Deswegen patrouillierten sie Abend für Abend durch den Wald. Bisher ohne Erfolg, und langsam lief ihnen die Zeit davon. Ende der Woche würde die Gruppe ihre Zelte abbrechen und nach Deutschland zurückkehren. Während der Regenzeit war eine sinnvolle Arbeit mitten in der Wildnis nicht möglich. Kim hatte sich so sehr gewünscht, eine Spur von den Wilderern zu entdecken, doch der Regenwald war riesig, und die Wilderer waren vorsichtig. Sie jagten die Tiere in den frühen Abendstunden, wenn sie sich ihre Schlafplätze für die Nacht suchten. Sie stellten Beobachtungsposten auf, die sie warnten, wenn sich jemand näherte. Zum Beispiel Indios, die eigentlich ihre Heimat schützen sollten, aber der Verlockung des Geldes nicht widerstehen konnten, weil große Armut herrschte und es kaum andere Einnahmequellen für sie gab.

Anfangs waren sie immer zu zweit unterwegs gewesen, doch mittlerweile kannten sie das Gebiet und bewegten sich einzeln durch den Wald. So schafften sie eine größere

Fläche, und das Risiko, von den Wilderern entdeckt zu werden, war geringer.

Kim nahm ihre Trinkflasche aus dem Rucksack und trank ein paar Schlucke. Dann ging sie weiter. Sie würde allerdings bald umkehren müssen, sonst würde es zu dunkel, und sie würde den Weg zurück ins Camp nicht mehr finden.

Um sie herum raschelte es. Man sah nur selten ein Tier, aber sie wusste, dass es hier von Schlangen, Geckos und Fröschen wimmelte.

Sie wollte gerade den Rückweg antreten, als sie Stimmen hörte. Männer, die sich mit knappen, harten Worten verständigten.

Kim verbarg sich rasch hinter einem ausladenden Baumstamm und spähte zwischen den tief hängenden Blättern hindurch.

Im nächsten Moment tauchte die Gruppe auf, fünf oder sechs Männer. Braun gebrannte Indios, die mit kurzen Hosen, T-Shirts und Turnschuhen bekleidet waren, und ein Europäer in tarnfleckiger Outdoor-Kleidung mit festen Stiefeln und einem stabilen Helm mit Gesichtsschutz. Zwei Indios trugen große Kisten, die anderen Netze und Stangen, die zweifellos zum Fangen von Tieren gedacht waren.

Kim hielt den Atem an, während ihr das Blut durch die Adern rauschte und ihr Puls wie verrückt hämmerte.

Sie hatte die Wilderer entdeckt!

2

Gießen, am nächsten Tag

Mona Seeberg hatte nie etwas anderes werden wollen als Erzieherin. Das hatte sie schon in der Mittelstufe gewusst. Ihre Eltern waren beide Lehrer, und Mona hatte drei jüngere Geschwister, zwei Brüder und eine Schwester. Mona war mit Abstand die Älteste. Die Schwester war erst auf die Welt gekommen, als sie sechs war, die beiden Brüder jeweils ein Jahr später.

Mona hatte es geliebt, die Kinder zu füttern und zu wickeln, sie im Kinderwagen herumzuschieben, mit ihnen zu spielen und ihnen die ersten Wörter beizubringen. Sie hatten *Mona* gesagt, bevor sie *Mama* und *Papa* sagen konnten. Zumindest behauptete Mona das. In Wirklichkeit hatten sie alle etwas gesagt, das wie *Moma* klang und ebenso gut Mama hätte heißen können. Aber das war nicht wichtig. Mona war vernarrt in ihre kleinen Geschwister, und sie tat nichts lieber, als sich um sie zu kümmern.

Diese Begeisterung hatte Mona sich bis zum Abitur erhalten und anschließend Sozialpädagogik studiert. Eine Fachschulausbildung hätte zwar auch gereicht, um Erzieherin zu werden, aber Mona war klug und

vorausschauend. Sie wollte momentan nichts lieber, als im Elementarbereich zu arbeiten. Die Arbeit mit kleinen Kindern erfüllte sie, doch sie wusste, dass sich das eines Tages ändern konnte. Wenn das Team sich veränderte oder wenn sie selbst älter war und neue Ziele ins Auge fasste. Einen Kindergarten zu leiten oder eine Stelle beim Jugendamt zum Beispiel. Dann war es gut, ein entsprechendes Studium vorweisen zu können.

Sie hatte hervorragende Noten und gute Zeugnisse von ihren Praktika während des Studiums, so dass es kein Problem gewesen war, direkt nach dem Abschluss eine Anstellung zu bekommen, in einem Kindergarten im wohlhabenden Gießener Stadtteil Lützellinden, der früher vor allem von Adeligen und reichen Bauern bewohnt worden war und mit vielen traditionellen Fachwerkhäusern beeindruckte. Dort betreute sie die *Blauen Füchse*, eine Gruppe von Vier- bis Fünfjährigen, deren Eltern Wert darauf legten, dass ihre Kinder schon vor der Schule das Maximum an Bildung erhielten.

Mona hätte es bei manchem dieser Kinder lieber gesehen, dass es mit den sozialen Kompetenzen etwas besser klappte. Oder auch mit vermeintlich banalen Dingen wie dem eigenständigen Anziehen. Sie wusste, dass die meisten Lehrer sich mehr über Erstklässler freuten, die eigenständig auf die Toilette gehen oder sich die Schuhe binden konnten, anstatt bereits die ersten Sätze zu schreiben oder Englisch zu sprechen. Vom Umgang

untereinander ganz zu schweigen. Die Bedürfnisse seines Gegenübers verstehen zu können und auch zu wollen.

Deshalb hatte sie sich eine Tier-Einheit ausgedacht. Zweimal pro Woche brachte eines der Kinder sein Haustier mit. Sie sprachen dann darüber, zu welcher Art und Rasse das Tier gehörte, wo seine Wildform zu Hause war, wie es sich in freier Wildbahn ernährte und wie man mit den domestizierten Tieren artgerecht umging. Sie versuchten zu ergründen, wie das Tier sich fühlte. Was seine Körpersprache verriet.

Heute war Nathan an der Reihe. Er hatte nicht verraten, um was für eine Art es sich bei seinem Haustier handelte, nur, dass es besonders cool sei. Mona nahm an, dass es sich um irgendeine Echse handelte. Sie hielt nicht viel davon, exotische Tiere als Haustiere zu halten, aber das würde sie nicht mit Nathan, sondern, wenn überhaupt, mit seinen Eltern besprechen, wenn sie zum nächsten Elternabend in den Kindergarten kamen.

Tatsächlich hatte Nathan einen Käfig von vielleicht einem halben Meter Länge und jeweils dreißig Zentimeter Breite und Höhe dabei, an dem er schwer zu tragen hatte. Trotzdem schaffte er es, dass das Tuch, das er über den Käfig gebreitet hatte, nicht herunterrutschte.

»Das ist eine Überraschung, Mona«, sagte er wichtig und stellte den Käfig in der Mitte des Raums ab.

Nathan war fünf und relativ groß und kräftig für sein Alter. Er trug Jeans, Turnschuhe und Sweatshirt von einem

angesagten Kindermode-Designer. Seine blonden Haare waren nach der aktuellen Mode geschnitten, und der Blick aus seinen blauen Augen war selbstbewusst und eine Spur arrogant.

Mona wusste, dass Nathans Eltern reich waren. Sie bewohnten eine moderne Villa in unmittelbarer Nachbarschaft des Kindergartens, die nicht recht ins Viertel passte. Alle anderen Häuser in der Gegend waren weitaus traditioneller. Genau das, dachte Mona, die auf dem Weg nach Hause jeden Tag an der Villa vorbeikam, gefiel Nathans Eltern wahrscheinlich, weil sie sich auf diese Weise abheben konnten.

In der Einfahrt standen immer mindestens drei Autos, ein schwarzes Porsche-Cabrio, ein schneeweißer SUV desselben Herstellers sowie ein fetter BMW in Dunkelblau metallic. Letzterer war der Wagen, den Nathans Vater für die Fahrten zu seinen Geschäftsterminen benutzte. Das Cabrio war sein Spielzeug, der SUV der Wagen der Mutter, den sie fuhr, damit ihr kostbarer Nachwuchs sicher war.

Mona, die selbst mit dem Fahrrad zur Arbeit kam, konnte diese aufgeblasenen Fahrzeuge nicht leiden. Dank der höheren Stoßstange verursachten sie bei Unfällen häufiger tödliche Verletzungen als jedes andere Auto. Gerade Kinder hatten kaum eine Chance, wenn sie von einem SUV erfasst wurden. Daneben verstopften sie Straßen und Parkraum, weil sie so riesig waren, und mit

ihrem immensen Spritverbrauch waren sie außerdem die größten Klimaschädlinge unter den Privatfahrzeugen.

Aber für all das konnte Nathan ja nichts. Er hatte sich seine Eltern nicht ausgesucht und war nur ein Produkt ihres Lebensstils.

Also nickte Mona ihm freundlich zu, als er sich im Schneidersitz neben dem Käfig niederließ. Die anderen Kinder saßen bereits im Kreis um ihn herum, jedes auf einem dicken Kissen.

»Also, Nathan. Dann zeig uns mal, was für ein Tier du mitgebracht hast.«

Nathan schaute stolz in die Runde. »Passt auf«, sagte er. »Das ist der Hammer.« Er griff unter das Tuch und wollte offenbar die Käfigtür öffnen.

»Moment mal«, griff Mona ein, die am Fenster stand und die Gruppe beobachtete. »Die Tiere bleiben in ihren Käfigen, das haben wir so ausgemacht.«

Sie erlaubte Ausnahmen, wenn es Tiere waren, die alle Kinder streicheln wollten, Hamster, Meerschweinchen oder dergleichen, aber zuerst wollte sie sich davon überzeugen, dass die Tiere harmlos waren und keine Krankheiten hatten. Katzen durften nur im Katzenkorb mitgebracht werden, der erst geöffnet wurde, wenn die Katze den Eindruck machte, dass sie sich an die Situation und die vielen Kinder gewöhnt hatte. Hunde kamen ohnehin nicht im Käfig, sondern auf den eigenen vier Beinen. Aber andere

Tiere, Vögel, Reptilien, Mäuse oder gar Ratten, wollte sie nicht frei im Raum herumlaufen haben.

Doch Nathan war ein Kind, das sich nichts sagen ließ.

»Keine Sorge, Mona«, verkündete er. »Der tut nichts.«

Mona hörte das Klappern von Metall auf Metall. Dann schoss etwas Schuppiggrünes unter dem Tuch hervor und sauste in schnellem Tempo auf eines der Mädchen in der Gruppe zu. Das Mädchen und die Kinder neben ihm fingen an zu kreischen.

Das Reptil stoppte, offenbar irritiert von dem Geschrei. Es drehte sich einmal um die eigene Achse und riss das Maul auf, so dass man die langen Reihen spitzer weißer Zähne sah. Das Geschrei der Kinder wurde noch lauter.

Mona fingerte hektisch ihr Smartphone aus der Tasche und suchte nach der Nummer der nächstgelegenen Zoohandlung. Sie drückte auf die Direktwahl, und gleich darauf meldete sich der Besitzer.

»Bitte«, sagte Mona. »Sie müssen schnell jemanden vorbeischicken, der sich mit exotischen Tieren auskennt. Wir haben hier ein Krokodil im Kindergarten.«

Der Zoohändler reagierte schroff. »Das ist nicht lustig, junge Frau.«

»Bitte«, wiederholte Mona, ehe er auflegen konnte. »Das ist kein Scherz. Wir haben hier wirklich ein Krokodil. Eines der Kinder hat es mitgebracht. Es greift die anderen Kinder an.«

»Im Ernst?«

»Ja.« Monas Stimme zitterte, und das bemerkte wohl auch der Zoonhändler. Vielleicht hörte er auch das ängstliche Geschrei der Kinder.

»Okay«, sagte er. »Ich schicke jemanden vorbei. Sagen Sie mir, wo Sie sind.«

Mona nannte die Adresse des Kindergartens und beendete das Gespräch.

Das Krokodil kreiselte noch immer in der Mitte des Raums. Die großen Augen rollten von rechts nach links. Dann entschied es sich für ein Opfer, hielt auf eines der Mädchen zu und versenkte seine großen, spitzen Zähne in einem dünnen Kinderbein.

3

Wiesbaden, zwei Stunden später

Sabine Kaufmann schob die Papierstapel auf ihrem Schreibtisch von einer Seite auf die andere. Es war ein grauer Wintermorgen, und das Büro kam ihr dunkel vor, obwohl sämtliche Deckenlampen eingeschaltet waren. Draußen trieben nasse Schneeflocken vorbei. Bis zum Frühlingsanfang war es nur noch eine Woche, doch bisher war davon wenig zu merken. Auf den Straßen lagen Reste von braunem Schneematsch. Und mit ihren Ermittlungen war sie seit Wochen keinen Zentimeter vorangekommen.

Sie gehörte seit Jahresbeginn zur neu eingerichteten Ermittlungsgruppe »Exotische Tiere«, kurz ET. Irgendein Witzbold hatte sich die Abkürzung ausgedacht. Wahrscheinlich Holger Rahn. Tatsächlich bestand die sogenannte Gruppe nur aus ihnen beiden.

Der Schmuggel mit exotischen Tieren nahm immer mehr zu, und die Landesregierung hatte beschlossen, dass endlich etwas dagegen getan werden musste. Die Zollkontrollen an den Flughäfen und Grenzen waren verstärkt worden, aber das allein genügte nicht. Die Tierschmuggler hatten sich zunehmend auf Tiere verlegt,

die in ihrem Herkunftsland, nicht aber in Deutschland unter Artenschutz standen. Einmal gewildert und eingeführt, konnten sie hier legal verkauft werden. Gegen diese Verbrechen konnte man nur vor Ort vorgehen, und das LKA war deshalb nicht nur mit dem Veterinäramt und dem Zoll in Kontakt, sondern auch mit verschiedenen Umwelt- und Tierschutzorganisationen, die in diesen Ländern aktiv waren.

Zugleich wurden nach wie vor Tiere geschmuggelt, die nicht nur in ihrem Herkunftsland, sondern auch hier unter Artenschutz standen, und außerdem solche, die zwar nicht vom Aussterben bedroht, aber aufgrund ihrer Gefährlichkeit verboten waren. Man handelte sie nicht als Massenware wie die Tiere, die hier legal waren, sondern als exklusive Artikel. Meist wurden sie nicht auf Verdacht importiert, sondern auf Bestellung. Dahinter steckte ein verbrecherisches Netzwerk, und genau dieses sollte ET aufspüren und zerschlagen.

Das Problem war nur, dass sie bisher nicht die kleinste Spur hatten. Die Schmuggler und ihre Auftraggeber waren ausgesprochen vorsichtig und offenbar auch technisch versiert. Jede Seite im Internet, auf der illegale Tiere angeboten wurden, verbarg sich hinter einer Nebelwand. Der Kontakt lief über eine ganze Reihe ausländischer Server, und die Seiten zogen regelmäßig um. Holger Rahn, der ein großer Technikfreak war, und die Kollegen der IT, die sich ebenfalls darum kümmerten, waren frustriert.

Mittlerweile war Mitte März, und ihnen war noch nicht mal ein kleiner Fisch ins Netz gegangen. Von den großen ganz zu schweigen.

Davon abgesehen fand Sabine die Zusammenarbeit mit Rahn schwierig. Nicht, weil er sich jemals anders als mustergültig verhielt, sondern weil sie nicht aufhören konnte, an die kurze Affäre zu denken, die sie im letzten Herbst mit ihm gehabt hatte. Es waren nur ein paar Tage gewesen, dann hatte sie der Sache ein Ende gemacht, weil sie Ralph Angersbach geküsst hatte. Aber auch daraus war natürlich nichts geworden.

Seit einem knappen halben Jahr herrschte wieder Funkstille. Kaum war der Fall mit den Atomkraftgegnern abgeschlossen, war Angersbach in der Versenkung verschwunden und hatte sich nicht mehr gemeldet. Kaufmann verbrachte die Abende allein in ihrer schicken Wiesbadener Wohnung oder ging in einen Club. Es herrschte weiß Gott kein Mangel an Männern, die ihr Offerten machten, aber sie war bisher auf keines dieser Angebote eingegangen. Weil sie immer, wenn sie es ernsthaft in Erwägung zog, sofort an Ralphs zerknautschtes Gesicht mit den warmen braunen Augen denken musste.

Deshalb hielt sie auch Holger Rahn auf Distanz, aber natürlich entgingen ihr seine Blicke nicht. Er hatte akzeptiert, dass sie keine Beziehung wollte, doch offensichtlich konnte er seine Gefühle für sie nicht

abstellen. Immer wieder ertappte sie ihn dabei, wie er sie heimlich von der Seite musterte. Und wenn sie einander gegenüber saßen, bei der Arbeit oder beim gemeinsamen Essen, sah sie die Sehnsucht in seinen klaren blauen Augen.

Warum konnte sie sich nicht in ihn verlieben? Mit ihm wäre alles so viel einfacher. Und die Sache mit Ralph war ohnehin aussichtslos. Schon immer gewesen. Aber sie konnte nichts an ihren Gefühlen ändern.

Die Bürotür öffnete sich, und Rahn stürmte herein, wie gewohnt frisch und dynamisch, mit seiner gut sitzenden grauen Stoffhose, dem gebügelt blauen Hemd und den akkurat gestutzten blonden Haaren. Dazu hatte er ein Lächeln auf den Lippen, das sie lange nicht mehr bei ihm gesehen hatte.

»Wir haben eine Spur«, sagte er und schwenkte das Blatt, das er in der Hand hielt. »Ein verbotenes Krokodil.«

»Wo?«

Rahns Lächeln verschwand. »Das ist die schlechte Nachricht. In einem Kindergarten.«

»Wie bitte?«

»Wenn ich's doch sage! Die machen da irgend so eine Einheit mit Haustieren. Nicht so wichtig. Aber jetzt hat eines der Kinder eben das Krokodil angeschleppt. In den Kindergarten! Es ist zum Glück noch relativ klein, ein Baby-Krokodil. Doch es hat eines der Kinder ins Bein gebissen. Das Kind ist mit dem Schrecken davongekommen, weil die

Zähne noch nicht ausgewachsen sind. Nur ein paar Blutergüsse und blaue Flecken. Aber das Kind hat sicherlich ein seelisches Trauma. Würde mich wundern, wenn es in seinem Leben jemals in einem Zoo ins Reptilienhaus gehen können wird. Ganz zu schweigen von einer Reise in die Everglades oder sonst wohin, wo Krokodile in freier Wildbahn vorkommen.«

Er legte Sabine den Zettel auf den Tisch. »Das ist die Adresse der Eltern des Jungen, der das Krokodil mitgebracht hat. Ich bin sicher, sie verraten uns, wo es herkommt.«

Kaufmann schob die Aktenstapel beiseite, steckte das Smartphone in die Handtasche und stand auf. »Ich bin so weit.«

»Gut.« Rahn knipste sein Lächeln wieder an. »Dann fahren wir.«

4

Leticia, Kolumbien, einen Tag zuvor

Die Männer gingen weiter, bis sich der dichte Regenwald vor ihnen öffnete. Eine kleine, überwucherte Lichtung, umstanden von turmhohen Bäumen mit riesigen Blättern. Kim hatte diesen Ort noch nie gesehen, obwohl sie seit drei Monaten den Regenwald durchstreifte. Aber das Gebiet war so groß, dass man unmöglich jeden Flecken kennen konnte.

Wenn man sich zu weit von Leticia, dem kleinen Ort am Fluss, an dem auch die Fähre anlegte, entfernte, gab es kein Handysignal mehr, kein Kartenprogramm, keine GPS-Daten. Man musste sich auf seinen Orientierungssinn verlassen und darauf achten, nicht zu weit von den Pfaden abzukommen, die die Gruppe bereits erkundet hatte. Die Lichtung konnte sich also durchaus in der Nähe des Camps befinden, ohne dass sie jemals einen Fuß dorthin gesetzt hatte, weil sie abseits des Weges lag. Oder aber sie war den Wilderern viel tiefer in den Dschungel hinein gefolgt, als ihr bewusst war.

In diesem Fall hätte sie ein Problem, wieder zurückzufinden. Schon bei Tag sah im Regenwald fast alles

gleich aus. Bei Einbruch der Dunkelheit verwischten sich die Unterschiede weiter, und nachts sah man gar nichts mehr. Kim hatte zwar eine starke Taschenlampe dabei, aber zwischen den dicht stehenden Bäumen und im feuchten Nebel konnte sie höchstens ein paar Meter weit sehen. Und solange die Wilderer in der Nähe waren, durfte sie die Lampe ohnehin nicht benutzen. Sonst hätte sie sich auch gleich eine Signalleuchte umhängen können.

Die Vernunft gebot ihr umzukehren. Schon jetzt fiel nur noch spärliches Tageslicht durch das dichte Blätterdach. Maximal noch eine halbe Stunde, dann würde sie die Hand nicht mehr vor Augen sehen. Und der Weg zurück ins Camp dauerte mit Sicherheit länger.

Aber sie konnte jetzt nicht aufgeben. Drei Monate lang hatten sie Ausschau nach den Wilderern gehalten, die geschützte Tiere fingen und sie illegal außer Landes beförderten. Jetzt hatte sie sie gefunden, und sie wollte sie auf keinen Fall entkommen lassen. Sie musste wissen, wer die Männer waren und was sie taten, und sie brauchte Beweise. Fotos, Videos, Namen.

Also kauerte sie sich hinter einen großen Busch und sah zu, wie die Männer die Kisten in der Mitte der Lichtung abstellten. Mit etwas Glück konnte sie sich heranschleichen. Auf den Kisten stand sicher der Name der angeblichen Zuchtstation.

Die Männer nahmen ihre Netze und Stangen und tauchten wieder in den Wald ein.

Kim wartete eine Minute, dann noch eine. Sie konnte die Männer nicht mehr sehen und auch nicht hören. Rasch huschte sie zu den Kisten.

Tatsächlich stand in großen schwarzen Buchstaben ein Name an der Seite. LAF, *Leticia Animal Farm*, darunter eine Adresse und eine Telefonnummer. Am Bestimmungsort der Kiste würde vermutlich niemand diese Bezeichnung in Zweifel ziehen, aber Kim und ihre Gruppe waren seit drei Monaten hier. Sie wusste, dass es in Leticia keine Reptilienfarm gab.

Kims Herz schlug höher. Das war eine echte Spur. Mit diesen Informationen konnte die kolumbianische Polizei die Wilderer identifizieren, und der deutsche Zoll könnte die entsprechenden Kisten konfiszieren. Ganz sicher fanden sich darin nicht nur Tiere, die in Kolumbien, nicht aber in Europa unter Artenschutz standen, sondern auch solche, die auf der weltweiten Artenschutzliste aufgeführt oder im Bestimmungsland verboten waren. Man versteckte sie einfach unter den angeblich legalen Tierimporten, das war gängige Praxis.

Kim aktivierte ihre Handykamera und machte ein paar Fotos. Rasch kontrollierte sie die Aufnahmen und fluchte leise.

Man konnte nichts erkennen.

Sie musste den Blitz benutzen, aber das war riskant. Je nachdem, wo sich die Wilderer aufhielten, könnten sie das

Licht bemerken. Doch sie hatte keine andere Wahl. Ohne Beweise konnte sie nichts bewirken.

Noch einmal sah sie sich zu allen Seiten um und lauschte. Sie hörte die typischen Geräusche des nächtlichen Regenwalds, ein Tropfen, Rauschen, Plätschern, das Rascheln von Blättern, das Huschen von Tieren, die sich durch die Nacht bewegten, aber keinen Laut, der von einem Menschen stammte.

Entschlossen schaltete sie den Blitz ein und machte in schneller Folge ein paar Bilder.

Sie wollte gerade zurück zu ihrem Versteck laufen, als vor ihr ein Mann zwischen den Bäumen hervortrat. In der rechten Hand hielt er eine lange Stange mit einem Haken daran, in der linken ein Netz, in dem sich eine große Schlange wand. Eine Abgottschlange, *Boa constrictor*, das konnte Kim sogar im letzten Zwielflicht des Tages erkennen.

Der Mann schrie etwas in der Sprache der Einheimischen, das sie nicht verstand.

Innerhalb von Sekunden tauchten die anderen Männer auf der Lichtung auf, die Indios und der Europäer mit dem Helm und dem Moskitonetz. Sie liefen von allen Seiten auf sie zu.

Kim schob ihr Handy in die Tasche und suchte nach der größten Lücke, die sie zwischen den Männern finden konnte. Dann rannte sie los.

5

Wiesbaden, drei Tage später

Yes!« Holger Rahn ballte die Siegerfaust. »Er hat angebissen.«

Sabine Kaufmann sah von ihrem Rechner auf. Zwei Tage waren vergangen, seit sie den Vater des Jungen aufgesucht hatten, der mit seinem Mini-Krokodil die *Blauen Füchse* im Kindergarten in Lützellinden in Panik versetzt hatte.

Es hatte sich um ein echtes Krokodil gehandelt, aber an solchen Details hielten sich die wenigsten auf. Genau wie bei Kamel und Dromedar redete man – mal willkürlich, mal in dem Glauben, es besser zu wissen – von Krokodilen, Alligatoren und Kaimanen. Krokodile lebten in Afrika, Kaimane in den Everglades und Alligatoren in Südamerika und Australien. Völliger Quatsch, wie Sabine und Holger mittlerweile wussten. Kaimane waren eine Unterfamilie der Alligatoren und diese eine Familie der Krokodile, zu denen neben den Alligatoren auch die echten Krokodile gehörten. Der Unterschied lag in den Zähnen. Bei den echten Krokodilen lagen die großen Unterkieferzähne außerhalb der Zahnreihe des Oberkiefers, bei den Alligatoren innen, aber sowohl die echten Krokodile als auch die Alligatoren

gehörten zur Ordnung der Krokodile. Das war interessant, änderte jedoch nichts an der Tatsache, dass solche Tiere nichts in einer Kindertagesstätte verloren hatten. Egal, wie klein sie waren.

Kaufmann und Rahn waren wenig überrascht, aber dennoch schockiert gewesen, wie gleichgültig der Vater von Nathan sich bei der Befragung verhielt. Natürlich tue ihm das kleine Mädchen leid, das von dem Krokodil attackiert worden sei, aber es sei ja nicht wirklich etwas passiert. Selbstverständlich hätte sein Sohn das Krokodil nicht in den Kindergarten mitnehmen sollen. Das hatte er ihm klar und deutlich gesagt. Das Krokodil wohnte im Schwimmbad im Keller, und nur dort. Doch Nathan sei eben so stolz auf sein Krokodil, und außerdem sei er nun mal ein Kind mit einem eigenen Willen. Er habe das Krokodil heimlich mit in den Kindergarten genommen. Sein Vater war an diesem Tag auf einer Dienstreise, die Mutter bei ihrem wöchentlichen Wellness-Tag, und die Haushälterin habe nicht aufgepasst. Das sei zwar bedauerlich, aber so etwas komme eben vor.

»Es kommt vor, dass ein Kind ein Krokodil in den Kindergarten mitbringt?«, hatte Holger Rahn gefragt, und ihm war anzusehen, dass er in dieser Sache keinen Spaß verstand.

Der Vater hatte zurückgerudert. Er habe wohl einen Fehler gemacht. Das Krokodil habe er im Internet entdeckt, und Nathan hätte es unbedingt haben wollen. Er liebe

seinen Sohn, deshalb habe er ihm den Wunsch nicht abschlagen können. Dass die Haltung gefährlicher Wildtiere in Hessen genau wie in einigen anderen Bundesländern verboten war und mit Geldstrafen bis zu fünftausend Euro und außerdem dem Entzug des Tieres geahndet wurde, war ihm angeblich nicht bekannt gewesen. Ein bedauerlicher Irrtum.

Kaufmann war angesichts dieser Haltung die Galle hochgekommen, aber sie hatte sich genauso beherrscht wie Rahn. Zumindest hatten sie am Ende die Adresse der Internetseite, auf der der Vater das Krokodil bestellt hatte. Es war eine Agentur für seltene und verbotene Reptilien, die der Ermittlungsgruppe ET bisher nicht aufgefallen war. Wie viele mochte es noch geben?

Rahn hatte sich dort unter einem Alias als Kaufinteressent angemeldet und darauf gewartet, dass man ihn kontaktierte. Achtundvierzig Stunden lang war nichts passiert. Doch jetzt schien sich etwas zu tun.

»Wir haben eine Verabredung«, verkündete Rahn.
»Morgen früh um zehn. Autobahnraststätte Römerwall. Das ist an der A5, in der Nähe von Gießen.«

Kaufmann neigte den Kopf. »Und was passiert dort?«

»Wir bekommen eine Abgottschlange.«

»Eine was?«

»Eine Boa constrictor, direkt aus Kolumbien, aus dem Amazonas-Regenwald. Zwei Komma vier Meter lang, zwölf Kilo schwer.«

Kaufmann zog die Mundwinkel nach unten. »Danke. Kein Interesse.«

»Sie steht in Kolumbien unter Artenschutz und ist illegal, weil sie nicht aus einer Zucht stammt.«

Kaufmann blinzelte ihm zu. »Das ist natürlich etwas anderes.«

Rahn sah auf die Uhr. Kaufmann tat es ihm gleich. Es war kurz vor vier, draußen begann es bereits zu dämmern.

»Wir sollten heute Abend schon hinfahren«, schlug Rahn vor. »Uns die Raststätte und die Umgebung ansehen. Damit wir wissen, wo wir unsere Leute postieren können.«

Kaufmann war schon aufgestanden und hatte sich ihre warme Jacke gegriffen. Der Schnee, der in den beiden ersten Monaten des Jahres gefallen war, war zwar endgültig geschmolzen, aber der Frühling hatte es noch nicht geschafft, dem März seinen Stempel aufzudrücken.

»Kein Problem. Mein Koffer ist schnell gepackt.«

Rahn grinste. »Meiner auch.«

Raststätte Römerwall, drei Stunden später

Der Rastplatz Römerwall befand sich auf der Ostseite der A5, auf der Kuppe einer lang gezogenen Anhöhe nördlich von Butzbach. Das Panorama war atemberaubend. Der Taunus, wo vor zweitausend Jahren der Limes die Römer von den germanischen Stämmen getrennt hatte, dann die